

Schwarz wie eine
MAMBA

Celia Isabel Gaissert

Plöttner Verlag
|| ||| | |||

Am Panzergraben
7 Vallaire

Die Gelegenheit, mein Ziel zu verfolgen, kam sehr überraschend, vier Monate nach meinem Gespräch mit Steve—ohne dass ich mich in irgendeiner Weise darum bemüht hätte. Ich erhielt von der kanadischen Regierung den Auftrag, Institute des Bankwesens in Tschechien in Fragen des europäischen und internationalen Bankwesens zu beraten, und flog kurz darauf nach Prag. Aus Kriegszeiten erinnerte ich mich noch an den Bahnhof der Stadt. Die ersten beiden Wochenenden nutzte ich, um Prag kennenzulernen. Am dritten Wochenende fand ich einen Taxifahrer, der bereit war, mich für einen Tag nach Litorač zu fahren.

Vor dem Städtchen suchte ich nach dem Panzergraben. Er war nicht mehr da, aber die Erhebung, auf der die höheren Offiziere gestanden hatten, die war erkennbar. Wie ein Grabhügel erhob sie sich über den Feldern und sprach mit der Sonne.

Ich bin Junker der Waffen-SS. Achtzehn Jahre. Gerade Offiziersanwärter geworden. Das Alter ist abhandengekommen im dritten Kriegsjahr. Der Krieg hat Furchen in den Gesichtern hinterlassen. Wir wirken älter als wir sind. Ich habe nicht erwarten können, Junker zu werden. Wir alle haben nicht erwarten können, Junker zu werden. Die Ungeduld sitzt uns in den Gliedern und steigt bis an die Augen hoch. Wann wird es so weit sein? Wann



gelten wir als erwachsen? Würdig zu kämpfen und fähig, andere in den Kampf zu führen? Man braucht uns doch im Kampf gegen den Bolschewismus.

Die Front rückt jetzt näher. Das heißt, nicht wir rücken an die Front. Die Front kommt uns entgegen und im Angesicht des Feindes darf man nicht versagen. Uniformen haben wir, feldgrau wie die der Wehrmacht, den Adler am linken oberen Ärmel. Eine andere als die Uniform der Waffen-SS hätte ich von den Reichsdeutschen nicht bekommen. Keine andere Uniform im Kampf gegen den Bolschewismus. Die schwarzen Uniformen sind für Paradezwecke, Hochzeiten. An den Frontabschnitten in unserer Nähe gibt es aber nichts zu feiern. Die Hälfte von uns stirbt schon in den ersten drei Monaten des Einsatzes. Damit müssen wir leben, bis wir umkommen. Notfalls in Uniformen der Waffen-SS. Ich aber möchte nicht sterben. Noch nicht.

Wir sind auf alles vorbereitet. Die Ausbildung war hart. Alle wissen, dass man körperlich hervorragend in Form sein muss, um den Krieg zu überleben. Daran arbeitet unser Inspektionsleiter Much. Er ist nicht einer von denen, die einen anschreien, obwohl er einen Kommandoton hat. Sein Gesichtsausdruck ist verbissen. Nie habe ich ihn lachen sehen. Dazu hat er bei dem Kriegsverlauf keinen Grund. Er ist Offizier, der den Ehrgeiz hat, den besten Nachwuchs auszubilden. Vitalität strahlt er aus. In der Leichtathletik ist er vorneweg. Ich habe den Ehrgeiz ihm nachzujagen. Der Jüngere kann den Älteren doch nicht davonlaufen lassen.

Es ist ein wunderbarer Tag. Frühjahr. Mitte April 1945. So klar, kalt und trocken, dass man meint, alle Zukunft zu fassen. Rauch umweht die wenigen Bäume und gibt ihnen Halt. An jedem Tag liegt eine andere Art von Feuer in der Luft. Ich habe gelernt mit dem Rauch zu leben. Wir alle. Wo Rauch ist, da liegt irgendwann Asche. Unseren Lehrgang an der Nachrichtenschule haben alle



geschafft. Alle außer Harry und Gottfried. Die müssen ohne die Litzen an die Front. Gute Plätze werden sie kaum mehr bekommen.

Es ist ein schöner, ein wunderschöner Tag. Die Sonne erscheint, als man uns überraschend früh um sechs Uhr zum Appell ruft. Der Inspektionsleiter erklärt, wir müssten ausrücken, um Häftlinge zu bewachen. Die sollen einen Panzergraben ausheben. Gegen die anrückenden Russen. Wir – sollen Häftlinge bewachen. Wir? Von uns, Absolventen der Nachrichtenschule der Waffen-SS, wird verlangt, dass wir Häftlinge bewachen? Ich, ich bin jetzt schon Offiziersanwärter. Und ich soll Häftlinge bewachen? Häftlinge. Für die ist doch Lagerpersonal zuständig.

Während des Appells vor dem Inspektionsleiter dürfen wir unsere Köpfe nicht drehen. Wir schauen geradeaus, fixieren das eine oder andere ausgehängte Fenster im Hof, einen Pfosten, eine Konservendose. Manche verdrehen die Augen, um sich mit dem Kameraden zur Rechten oder zur Linken zu verständigen. Als wir gerade den Nebenmann mit den Augen berühren könnten, ist der nächste Befehl schon da. »Links um!« Dann verlieren wir den anderen wieder aus den Augen. Der Appell wird abgeschlossen. Keiner rührt sich. Wir rücken gegen halb acht aus.

Zweihundert Mann sind wir. Uns wird befohlen, auf Lastkraftwagen zu springen. Mit Sturmkarabinern bewaffnet, so spät im Krieg aus verschiedenen Beständen. Ein κ 98 mit fünf Schuss, der tschechische Karabiner mit zehn Schuss und das Škoda-Sturmgewehr.

Sechsenddreißig Geschosse in fünfzehn Sekunden. Schüsse können auch einzeln abgegeben werden.

Wir werden an die Burg gefahren. Burg nennen wir ein Lager, das sich in der Nähe befindet. In das Lager gehen wir nicht hinein. Die Häftlinge werden uns entgegengebracht. Von der KZ-Wache. Schergen. Wir können die Gebäude klar erkennen und vor ihnen



das Ausmaß der Misere. Ein vollkommen verfallenes Heer. Die Menschen gehen zerbrechlich und langsam in Reihen von zehn, zwölf Mann. Sie kommen auf uns zu. Ihre Augen haben nichts mehr mit ihnen zu tun. Sie sind getrennte Wesen, müde Vögel, die bis zum Rand des Weges flattern. Wir gehen neben ihnen her, auf beiden Seiten, etwa zwanzig Meter von ihnen entfernt, die Gewehre geladen, die Läufe auf den Boden gerichtet. Niemand ist da, um die Scham auf den Gesichtern zu sehen. Unseren Gesichtern. Wir sehen sie gerade im Gesicht des Kameraden auf der anderen Seite. Wir bewachen entkräftete Menschen. Vollkommen entkräftete Menschen. Es sind Männer, aber davon sieht man nichts mehr. Wir halten sie an, eine Arbeit zu tun, die sie nicht durchhalten können. Darauf hat uns niemand vorbereitet, dafür hat man uns nicht erzogen. Nicht in unseren Familien. In keiner Schule, in keinem Unterricht. Alles drängt uns, ihnen die Arbeit abzunehmen und sie im Gegenzug das eigene Gewehr halten zu lassen. Das wäre leichter für sie. Ein Soldat ohne Waffe? Man tut so etwas nicht. Ich tue es nicht.

Es sind fünfzehnhundert Mann, die den Panzergraben ausheben sollen. Fünfzehnhundert Mann. Graue Arbeitskleidung, gestreift, manchmal zerfetzt. Für das Vorhaben hätten es viermal oder fünfmal so viel sein müssen, um einen so gewaltigen Graben in zwei Tagen auszuheben. Einen Graben, der die feindlichen Panzer, T 34, von der Ukrainischen Front der Roten Armee, abhalten soll, bei Litorač durch die Front zu brechen. Ein verwegenes Vorhaben? Danach fragen Offiziere, die den Befehl der höheren Instanz ausführen, nicht.

Der Graben soll auf einer Länge von mehreren tausend Metern ausgehoben werden. Ein Panzergraben, der an der Seite, an der die feindlichen Truppen erwartet werden, wie eine Rampe abge­schragt ist, an der anderen, zu unserer Seite der Front, steil abfallend, damit die Panzer den Graben nicht überwinden können.



Davon soll unser und anderer Leben abhängen, davon, dass dieser Graben die russischen Panzer aufhält.

Solang der Graben nicht ausgehoben ist, kann ich die Gesichter der Männer nicht erkennen. Sie arbeiten gebückt, die Gesichter abgewandt, auf die Fläche des Spatens, der Spitzhacke gerichtet. Einige stützen sich immer wieder auf ihnen ab. Andere Bewacher spornen sie zur Arbeit an. Ich nicht. Hätten sie ihr Gerät nicht, würden sie fallen.

An unserem Abschnitt stehen Kameraden alle zehn Meter, immer in Ruf- und Sichtweite, vor mir, hinter mir und auf der anderen Seite des Grabens. Sie sehen mich, wie ich sie sehe. Wir alle beobachten die Häftlinge. Von ihnen geht keine Gefahr aus, wir haben nichts zu tun. Nichts zu befürchten. Allerdings ist Wachsamkeit anstrengend. Nichts ist anstrengender als unnötige Wachsamkeit. Schon am ersten Tag der Bewachung. Schon in den ersten Stunden. Mir ist, als müsse ich mitten am Tag schlafen. Ich weiß, es gibt keinen Anlass, wachsam zu sein. Was kann schon für Gefahr ausgehen von ausgemergelten Gestalten, Menschen, die nur mit Hilfe ihrer Schaufeln aufrecht stehen?

Es sind sieben oder acht, die in meiner Nähe arbeiten. Mit zweien von ihnen tausche ich Blicke. Sogar ein Lächeln wage ich, das in der Landschaft, nein, schon in meinem Gesicht untergeht. Das spüre ich. Mein Lächeln ist scheu und von den Offizieren nicht zu sehen. Ich verstecke es in meinem Gesicht, so gut es geht. Ist es dann noch ein Lächeln?

Zu keinem Zeitpunkt richte ich die Gewehrmündung auf sie. Das könnte ich nicht. Das ist wenig. Das ist nicht sehr viel.

Der eine könnte mein Vater sein, wenn ich sein Alter richtig schätze. Vielleicht ist er auch jung wie ich. War er ein ruhiger Mann, bevor er anfang zu zittern? Der andere ist so alt wie ich, er spricht kein Ungarisch, nicht Französisch oder Deutsch. Aus welcher Gegend sind sie? Wenn ich sie ansprechen würde, das darf



ich aber nicht, würde ich nicht mit lauter, nur mit fester Stimme reden. Die ist weicher als der Kommandoton meiner Kameraden, schon durch den ungarisch gefärbten Akzent in meinem Deutsch. Verstehen würden sie mich trotzdem nicht, selbst wenn ich mich trauen würde.

Je tiefer die Männer mit dem Schaufeln kommen, je mehr sie mit ihren Augen auf Höhe der Erdoberfläche geraten, desto besser kann ich ihre Gesichter betrachten. Sie blicken mich von unten an, wenn sie Erdreich auf meine Seite werfen. Wenn der Boden von der Schaufel fliegt, dann sehen sie aus, als sei ihnen Wunderbares gelungen. Der Ältere streicht sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Der Jüngere führt seine Hand an die Stirn. Wir sind nah beieinander. Das ist am ersten Tag.

Um unseren Platz herum wogt es. Es sind an die zweitausend Mann, die am Panzergraben arbeiten. Die Landschaft beginnt sich zu verändern unter deren Arbeit. Das ist am zweiten Tag. Die Häftlinge graben sich in den Boden hinein. Sie hinterlassen Spuren in ihm, obwohl sie gerade noch so kraftlos waren. Der Graben hat jetzt stellenweise eine Tiefe von etwa zwei Metern, fast die eines Grabes, an anderer Stelle von kaum mehr als einem Meter erreicht. Und wir Offiziere und Anwärter, ich, ja, ich bin schon Junker, beobachten von oben die Veränderung, den Kanal, der sich in die Ebene schiebt, der aufgeworfen wird, gezogen von Menschen, die ganz von fern, nur von fern, kurz wie Maulwürfe auftauchen.

In vierzig Kilometer Entfernung hört man die Front, dort wo Russen durchgebrochen sind. Die Front darf nicht leise sein. Sonst wüsste man ja auch nicht, wo sie ist.

Da. Auf einem kleinen Erdhügel steht jetzt der Inspektionsleiter. Es ist Roman Much, Leiter der 2. Inspektion. Im Gespräch mit anderen Offizieren. Jetzt dringt Lachen aus der Gruppe. Der Inspektionsleiter Much verlässt den Kreis. Verlässt die Zone des Lachens. Er geht schnell zu den Karabinern, die dort zu einer



Pyramide zusammengestellt sind, in einer Entfernung von zehn Metern von meinem Standort. Ich werde aufmerksam durch die plötzliche Bewegung. Ich bin die nächststehende Wache. Er greift eines der Gewehre, streckt sich zu seiner ganzen Größe, legt an, als ob er genau Ziel nehme, schießen wolle. Er nimmt Ziel. Er schießt. Nein. Doch. Er schießt. Laden. Schuss. Noch einmal. Karabinergeräusche. Laden. Schuss. Übungen am Schießstand. Wie am Schießstand. Am Schießstand. Die Mütze, sein silberner Totenkopf, sitzt hoch und ohne sich zu rühren.

Ich. Drehe mich um. Zwei Männer im Schlamm. Sie bewegen sich nicht. Ihre Augen sind offen. Wo waren ihre Münder? Die Gesichter sind an einem anderen Ort. Beide Männer sind tot. Er schießt an mir vorbei und ohne abzusetzen auf den Dritten. Der Dritte ist ein riesiger Mann, mit dunkelrotem Haar, mit noch leuchtendem Bart, Armen und Beinen wie Stämmen. Eichenstämmen. Der fällt nach dem ersten Schuss um, steht wieder auf, erhebt drohend eine Faust. Dann trifft der zweite Schuss. Wieder fällt er um. Schon ist er schwer verletzt, rappelt sich, trotzdem, nein, noch einmal hoch. Dann sitzt der dritte Schuss. In der Brust. Dann fällt auch dieser Mann in den Schlamm.

Wenn eine Kugel einschlägt, dann hört man am Geräusch, wo sie eintritt. Im Brustkorb, das klingt hohl, als wenn ein Kürbis platzen würde, im Unterleib, da geht das Geräusch in den Gedärmen unter. Oder im Kopf, dort wird sie eine hellere, eine seltene Saite anschlagen.

Er hat den Älteren getroffen. Er hat auch den Jüngeren erschossen. Er hat alle erschossen, bei denen ich Wache stand. Jeden auf seine Weise. Sechs. Sieben. Ich vermag kaum zu zählen. Ich, bin nicht unter den Opfern. Nein, doch sieben. Ich nicht. Nein, nicht ich.

Als Much die Waffe absetzt, ist ein entspannter Ausdruck in seinem Gesicht. Der helle Abdruck vom Gewehrkolben an der



Wange ist dabei zu verschwinden. Jetzt ist von ihm nichts mehr zu sehen. Ich schaue noch einmal, doch, da ist ein zufriedener Ausdruck in seinen Augen. Die Augen bleiben blau. Obwohl sie ins Graue wechseln müssten. Much hat alles, doch alles von Angesicht zu Angesicht gesehen. Nicht wie ich nur von der Seite. Was seine Augen gesehen haben, hat mit Blau und Himmel nichts zu tun. Ein Ausdruck ist in ihnen, nein, doch, ja, als ob Much ein Glas Wein vom Mund abgesetzt hätte. Wir blicken uns in die Augen. Much hat von etwas genossen, von dem ich nichts verstehen will.

Ich bin inwendig gelähmt, die Lunge verkleidet mit hartem Tuch, das läßt den Atem kaum durch, meine Haut ist lang erstarrt. Nichts in meinem kurzen Leben war schlimmer als diese Angst zu sehen, die nackte Angst vor dem Sterben, bei Menschen, die wissen, dass es keinen Ausweg für sie gibt. Das weiß ich. Seit diesem Moment. Nichts, nichts hatte mehr Grauen in sich bisher. Und nichts auch kann schlimmer werden. Festgefroren bin ich am Gewehr. Starr von oben bis unten, mit schwarzem Eis gefüllt. Die Haut an den Fingern würde sich lösen, wenn ich es zur Seite legte. Ich kann das Gewehr nicht zur Seite legen. Ich mache nichts anderes mit ihm. Ich lege nicht an. Ich drücke nicht ab. Ich schlucke nicht. Ich handele nicht. Ich atme nicht. Ich verstehe nicht, was ich sehe. Ich glaube nicht, was ich sehe. Beim Schauen schon war es zu spät zu handeln, zu sehen. Ich schäme mich vor mir und Muchs Blick wendet sich ab. Die Mütze nimmt er nicht ab. Sie bleibt hoch an ihrem Platz.

Ich bringe nicht den Mut auf, zu ihm zu rennen, den Inspektionsleiter niederzuschlagen. Ich habe nicht gelernt, nie davon gehört, dass man das tut. Also tue ich es nicht. Auch mein Leben liegt jetzt ... in seiner Hand. Ich laufe nicht weg. Ich richte meine Waffe nicht auf ihn. Das kann ich nicht. Er ist der mir vorgesetzte Offizier. Und er ist, er ist, ja, ein Mensch. Töten kann ich nicht.



Es ist vorbei. Keiner der Männer mehr aufrecht. Alle liegen am Boden des Panzergrabens. Ich müsste dicht an ihn herantreten, um sie nebeneinanderliegen zu sehen. Soll ich das tun? Ich tue es. Ich trete ganz nah an den Graben heran. Ich schaue den Älteren an. Ich schaue den Jüngeren an. Sie haben die gleiche Farbe im Gesicht wie der Boden. Der Boden, auf dem sie liegen, ist derselbe wie der, auf dem ich stehe. Ich, achtzehn Jahre, ich, achtunddreißig, achtzig Jahre, ich – stehe auf der Farbe ihres Gesichts. Die Schaufeln liegen quer. Keine Waffe ist zu sehen. Ich sehe das Entsetzen bei den Kameraden. Unser Inspektionsleiter tritt nicht an den Graben heran. Er stellt den Karabiner zurück in die Pyramide. Keiner rührt sich oder sagt ein Wort. Er gibt ein Kommando. Das Kommando lautet »Abtransport!« Er geht zurück zur Gruppe der höheren Offiziere. Die Gruppe schließt sich. Er sagt einen Satz.

Man bietet ihm eine Zigarette an. Er nimmt ein paar Züge. Sehr ruhig. Ich kann nicht glauben, was ich gesehen habe. Wir alle hatten gelernt: Die Waffen-SS schießt niemanden nieder, der unbewaffnet ist. Wir hatten es von ihm gelernt. Doch von ihm gelernt. Gerade noch gelernt.

Vier Häftlinge schieben einen zweirädrigen Karren an den Graben heran, eine Art Karren, der beim Lager eingesetzt wird. Zwei von ihnen legen die Toten auf den Karren. Um die Leiche des Mannes mit den roten Haaren auf den Wagen zu heben, müssen alle vier Männer anfassen. Zweien allein misslingt es, den Körper über die Kante des Karrens zu hieven, zu schieben, zu zerren, zu ziehen. Hau ruck, sagen sie. Dann schaffen sie es, zu viert. Bewacher und Bewachte. Ohne ein Wort. Der Karren bewegt sich fort und das Kommando folgt peitschend. »Weitermachen!« Die Gruppe der Offiziere schließt sich, als sei nichts vorgefallen. Schaufeln und Spitzhacken setzen sich in Bewegung und der Graben wird tiefer.



Auf dem Weg zurück zur Schule fällt mir ein, dass die Häftlinge auf ihrem Weg zum Panzergraben einen Refrain gesungen haben. Einen verzweifelt klingenden Refrain. Ich vermag ihn nicht zu singen, aber ich, Béla Vallaire, kann seinen Klang auch nicht vergessen. Den Todesgesang, das Totenlied vor dem Mord. Auf meinem Rückweg fehlen mir der Ältere und der Jüngere. Sie sind mir erst auf dem Rückweg abhanden gekommen. Die ganze Nacht bleiben alle im Schlafsaal wach, als sei heller Tag.

Am nächsten Morgen wählen wir Junker, die zum Kommandanten gehen sollen. Es sind ausschließlich Reichsdeutsche. Als Banater bin ich »Junker niederer Rangordnung« und nicht berechtigt, zum Kommandanten zu gehen. Die Namen dieser Kameraden werde ich in meinem Leben nicht vergessen. In meinem Leben nicht. Die Abgesandten sollen den Kommandanten um eine Erklärung bitten. Unserer Auffassung nach widerspricht die Tat allen internationalen Vereinbarungen zur Kriegführung. Die hatten wir im Unterricht gerade durchgenommen. Der Kommandant gibt im Gespräch zu, dass unsere Anfrage berechtigt sei. Am nächsten Tag aber, beim Appell, gibt es eine Verlautbarung, in der keine Spur des Gesprächs mit den Kameraden zurückgeblieben ist.

Vier geschriene Sätze kommen von ihm:

»WAS IM PANZERGRABEN PASSIERT IST, KANN NICHT GEÄNDERT WERDEN! WENN WIR DEN KRIEG GEWINNEN, SIND WIR NIEMANDEM RECHENSCHAFT SCHULDIG! WENN WIR DEN KRIEG VERLIEREN, SIND WIR TOT! ICH BEFEHLE EUCH, BIS AN EUER LEBENSSENDE ZU SCHWEIGEN!«

Das ist es, was ich von diesem Tag erinnere. Es war groß genug, um sich über mein ganzes Leben auszubreiten, und das ging noch lang nach diesem Tag. Erst von diesem Tag an verstand ich das

